

## DER INFORMATIONSGEHALT VON SCHREIBFEHLERN IN GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN INSCRIFTEN<sup>1</sup>

Wenn wir 'Fehler' sagen, kommt uns unwillkürlich der Begriff des 'Richtigen' in den Sinn, und wir denken an die Möglichkeit der 'Korrektur'. Wer Fehler macht, gilt je nachdem als unaufmerksam, nachlässig, ungebildet oder gar dumm. Oft unterliegen Fehler mehr oder weniger starker Repression, die vom stillschweigenden Dulden über die wohlwollende Kritik bis zum lauten Protest und zur Bestrafung reicht. Bei alledem wird leicht übersehen, wie informativ, ja interessant Fehler sein können. Ferner zeigt die Geschichte, daß schon manche Handlungsweise, die zuerst als falsch gebrandmarkt wurde (z.B. die Behauptung, die Erde kreise um die Sonne), sich schließlich als richtig und als großer Fortschritt herausgestellt hat. Oder wir sehen – in Beschränkung auf die uns hier beschäftigende Sphäre der Sprache –, daß schon manches sprachliche Merkmal, das seine Existenz als Fehler begonnen hatte, schließlich zu einem regulären Zug der Sprache wurde. Sogar die Grenze zwischen einer originellen Sprachschöpfung und einem Fehler ist manchmal fließend (z.B. *Omnibus*, *Busbahnhof*, *fish-burger* u.ä.).

Der hohe Informationsgehalt von sprachlichen Fehlern ist jedem Lehrer wohl bekannt; sie zeigen ihm, was er seinen Schülern noch besser erklären sollte. Aber auch der Sprachwissenschaftler tut gut daran, sich den Wert von Fehlern von Zeit zu Zeit ins Bewußtsein zu rufen. Für jeden sprachlichen Fehler, der begangen wird, gibt es ja eine – oft versteckte – Ursache; und da diese Ursachen meist in der Sprache selbst und nicht einfach im Zufall oder etwa in physikalischen (akustischen) Faktoren begründet liegen, erlaubt die Untersuchung der Fehler oft tiefe Einblicke in die Funktionsweisen, ins fein gewobene Netz der Sprache.

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist die übersetzte und leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags, der beim Treffen der Philological Society vom 9. März 1991 im Wolfson College, Oxford, gehalten wurde. – Folgende Werke werden abgekürzt zitiert: Amyx: D.A. Amyx, *Corinthian vase-painting of the archaic period*, Berkeley 1988[90]. CIL: *Corpus Inscriptionum Latinarum*. Degrassi: A. Degrassi, *Inscriptiones Latinae liberae rei publicae*, Florenz, Bd. I (2. Aufl.) 1965, Bd. II (1. Aufl.) 1963. Diehl: Ernst Diehl, *Pompeianische Wandinschriften und Verwandtes*, Berlin 1930. IG: *Inscriptiones Graecae*. Immerwahr: H. Immerwahr, *Attic script*, Oxford 1990. Leumann: M. Leumann, *Lateinische Laut- und Formenlehre*, München 1977. Väänänen: V. Väänänen, *Le latin vulgaire des inscriptions pompéiennes*, 2. Aufl., Berlin 1959. Verf., *Atlas*: R. Wachter, *Atlanteinische Inschriften*, Bern 1987. Verf., *Vase Inscr.*: R. Wachter, *Non-Attic Greek vase inscriptions* (im Druck).

Es gibt nicht viele sprachwissenschaftliche Untersuchungen über Fehler<sup>2</sup>. Meistens konzentriert man sich weniger auf die Analyse der Fehler, sondern zielt von Anfang an auf deren Vermeidung. Das ist vermutlich dem Gewicht des Hoch- bzw. Fremdsprachenunterrichts, der wichtigsten an Fehlern bzw. deren Vermeidung interessierten Domäne, zuzuschreiben. Uns geht es hier jedoch nicht um Fehler in einem solchen Kontext, sondern um Fehler, begangen von 'native speakers' in ihrer eigenen Sprache und meist ohne – oder wenigstens ohne sichtbare – hochsprachliche Ideale im Hintergrund; dabei konzentrieren wir uns auf den Bereich der klassischen, uns nur schriftlich überlieferten antiken Sprachen Latein und Griechisch. Darüber existieren m.W. gar keine Spezialuntersuchungen. Das mag an den nicht unerheblichen Schwierigkeiten liegen, die sich dem Forscher hier stellen. Wie in so vielen Bereichen der Beschäftigung mit den 'toten' Sprachen sind uns nämlich die Hände dadurch oftmals gebunden, daß wir zu wenig Vergleichsmaterial besitzen, um im entscheidenden Falle einen Fehler als solchen erweisen und seine Ursache spezifizieren zu können. Wie können wir entscheiden, ob eine vom Normalen abweichende, aber im ganzen nicht unplausible Form die Sprechgewohnheit des Schreibers, seiner Familie, vielleicht seines Dorfes zu seiner Zeit widerspiegelt oder einfach einen 'lapsus calami'? Wir können die betreffenden Gewährleute nicht fragen, keine Feldforschung betreiben, sondern müssen meist auf der Basis der Abwägung von Wahrscheinlichkeiten operieren. Überdies sind zuweilen mehr als eine Erklärung eines Fehlers möglich und gleichermaßen einleuchtend. Welche ist die richtige, oder spielen mehrere Gründe eine Rolle?

In unseren literarischen Texten kommt noch die Schwierigkeit dazu, zu unterscheiden, was an Fehlern oder Inkonsequenzen erst durch die Tradition hereingetragen ist und was allenfalls vom Autor selber stammen könnte<sup>3</sup>. Um mit der Fehleranalyse mit Sicherheit in der Antike zu bleiben, müssen wir uns demnach an die Inschriften und die Papyri halten. Die im folgenden vorgestellten Fälle sind aus Inschriften ausgewählt, mit denen ich in den letzten Jahren zu tun hatte.

Auch innerhalb des Gebietes der Inschriften gilt es zu unterscheiden: Es gibt solche, die spontan angebracht, d.h. direkt aus der sprachlichen Vorstellung des Schreibers in ihre schriftliche Form umgesetzt worden sind. Davon unterscheiden sich fundamental solche, die von gelehrten Steinmetzen eingemeißelt worden sind. In diesem Fall sind der Verfasser des Textes und der Schreiber der Inschrift selten ein und dieselbe Person, und wir müssen mit mindestens einer schriftlichen Zwischenstufe, und demnach mit einem Kopierakt rechnen. Texte dieser Art sind aber meist sorgfältig und regelkonform redigiert und zeigen wenig sprachlich interessan-

<sup>2</sup> Vgl. etwa Harry Frei, *La grammaire des fautes*, Paris 1929; Victoria Fromkin (ed.), *Speech errors as linguistic evidence*, The Hague 1973 (Janua linguarum, ser. maior 77); Victoria Fromkin, *Errors in linguistic performance*, New York (Academic Press) 1981.

<sup>3</sup> Ferner findet man bei gewissen Herausgebern die Tendenz, in den Handschriften variierte Lesarten bei der Textherstellung mehr im Sinne einer Vereinheitlichung als objektiv der Überlieferung folgend auszuwählen (ein erfreuliches Gegenbeispiel bildet hier etwa H.B. Rosén mit seiner neuen Herodot-Ausgabe bei Teubner).

te Abweichungen oder Fehler. Fehler, die in solchen Inschriften vorkommen, gehen gewöhnlich auf das Konto der Steinmetzen, die wohl häufiger, als man dies annehmen möchte, 'Analphabeten' waren, also zwar Schrift kopieren, kaum jedoch selber einen schriftlichen Text verfassen konnten. Es ist deshalb einleuchtend, daß für die Analyse sprachlicher Fehler die spontan angebrachten Inschriften ergiebiger sind. Besonders interessant sind aus dem griechischen Raum die Graffiti und Dipinti auf Vasen (meist 6. und 5. Jh. v.Chr.), aus dem lateinischen Bereich die Wandinschriften aus Pompeii (meist kurz vor, aber nicht nach 79 n.Chr.). Beide Kategorien stammen in ihrer Mehrzahl von der Hand zwar nicht besonders gebildeter, aber doch des Schreibens durchaus kundiger Leute. Voll gebildete und geübte Schreiber machen bekanntlich sogar in spontan niedergeschriebenen Texten wenig Fehler und wenden eine konsequente Orthographie an, hinterlassen also für unsere Zwecke unergiebigere Texte. Analphabeten andererseits schreiben zwar manchmal auch spontan – wie die Unsinninschriften auf attischen Vasen, mindestens zum Teil, belegen<sup>4</sup> –, ihre Texte geben aber für den Sprachwissenschaftler wenig her.

Eine für die Untersuchung von Fehlern ebenfalls wichtige Voraussetzung ist natürlich, daß wir die Fehler in den Inschriften-Editionen feststellen können. Manchmal sind Fehler des Originals vom Herausgeber stillschweigend korrigiert; das kommt in der modernen Epigraphik zum Glück kaum mehr vor. Doch bei Fehlern, die schon in der Antike korrigiert worden sind, besteht die Gefahr, daß sie vom modernen Herausgeber teils nicht bemerkt, teils nicht gebührend gewürdigt werden. Gerade diese Fälle sind aber besonders wertvoll, denn sie zeigen erstens, daß das zunächst Geschriebene als verbesserungswürdig betrachtet wurde, und zweitens, welches die als korrekt erachtete Form war. Häufig versichern uns das Material, die Handschrift oder andere Faktoren, daß die Korrektur tatsächlich vom Schreiber der Inschrift ausgeführt wurde, daß die falsche und die richtige Form also aus der gleichen Zeit stammen.

Die Unsicherheiten bei der Beurteilung von möglicherweise fehlerhaften Formen können am ehesten durch eine Art systematischer Zusammenstellung der möglichen Fehler und ihrer Ursachen reduziert werden. Es ist einfacher, zu analysieren und die richtige Erklärung zu finden, wenn wir eine Vorstellung davon haben, was die gängigen Fehler sind und worauf wir somit gefaßt sein können. Folgende Umstände, die teilweise schon genannt wurden, sind dabei zu berücksichtigen:

<sup>4</sup> Immerwahr 44 f. versucht zu zeigen, daß diese Inschriften nicht von Analphabeten geschrieben wurden. Damit kann er zwar teilweise recht haben, aber nicht durchgehend, denn gerade die für seine Argumentationsweise wichtigen Vasen mit sowohl sinnvollen als auch sinnlosen Inschriften sprechen, sobald ihre sinnvollen Inschriften fehlerhaft geschrieben sind, für die gegenteilige Annahme; vgl. z.B. seine Nr. 213 mit merkwürdigem  $\text{H}\epsilon\pi\upsilon\tau\iota\varsigma$  und 214 mit  $\text{H}\epsilon\rho\alpha\lambda\epsilon\varsigma$ ; für schriftunkundige Schreiber sprechen z.B. auch die Fälle, wo bekannten mythologischen Gestalten Unsinninschriften beigezeichnet sind (z.B. Herakles und Nessos auf den tyrrenischen Amphoren Nr. 186 und 195). Wer garantiert im übrigen, daß die sinnvollen und die sinnlosen Inschriften jeweils immer von derselben Hand stammen?

- Wurde der Text spontan kreiert und niedergeschrieben?
- Wurde er aus dem Gedächtnis reproduziert und niedergeschrieben?
- Wurde er von einer schriftlichen Vorlage abgeschrieben?

Im ersten Falle können wir damit rechnen, daß der Schreiber 'voll bei der Sache' ist. Im zweiten gilt meist dasselbe, aber wenn der Schreiber beispielsweise sehr viele Exemplare seines Textes produzieren mußte, so konnte er wohl von Zeit zu Zeit geistig etwas abwesend sein. Letzteres trifft für den dritten Fall noch vermehrt zu. Weiter ist wichtig, den Bildungsgrad des Schreibers abzuschätzen:

- Konnte er spontan einen Text schaffen und niederschreiben?
- Konnte er keine Texte spontan verfassen, sondern höchstens mechanisch kopieren?

Zwischen diesen beiden Extremen gibt es selbstverständlich Zwischenstufen; das können wir an Kindern gut beobachten: Mit etwa vier Jahren schreiben sie ihren Namen, und zwar nicht nur nach Vorlage, sondern auch aus dem Gedächtnis, dennoch stellen sie damit im Grunde genommen erst die Kopie eines Bildes her. Erst später dann lernen sie das Prinzip der Schrift und entwickeln in der Folge mehr und mehr Übung in der spontanen Wiedergabe von beliebigen Texten. Im Falle von Erwachsenen, z.B. Vasenmalern in Griechenland, müssen wir damit rechnen, daß sie mit Pinsel und Farbe sehr geschickt jedenfalls kürzere Inschriften malen konnten, ohne das Schreiben wirklich zu beherrschen.

Zu berücksichtigen ist ferner das Schreibmaterial und seine möglichen Auswirkungen auf den Schreibvorgang:

- Mit Tinte auf Papyrus, mit einem Stilis in Wachs oder – etwas mühsamer – in gebranntem Ton oder auf Bronze kann ein Schreiber mehrere Sätze pro Minute niederschreiben.
- Mit Hammer und Meißel bzw. Punze auf Stein oder Bronze braucht ein Schreiber ein Dutzend oder mehr Schläge pro Buchstaben und vollendet in derselben Zeitspanne vielleicht ein halbes Wort.
- Mit Tonschlick auf einer Vase kann ein geübter Maler seine Buchstaben zwar recht zügig schreiben, kämpft aber mit einer besonderen Schwierigkeit (s. so gleich).

Dem ersten dieser Schreiber können Fehler aus schierer Eile und Routine passieren. Der Steinmetz dagegen läuft Gefahr, Buchstaben versehentlich zu wiederholen oder auszulassen, weil er immer wieder vergißt, wo im Text er sich gerade befindet. Der Vasenmaler schließlich hat oft Schwierigkeiten zu sehen, was er schon geschrieben hat, weil der Tonschlick sich in ungebranntem Zustand farblich von der Tonoberfläche des Gefäßes kaum unterscheidet<sup>5</sup>.

Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände können wir folgende Gruppen von Fehlern unterscheiden, die wir in der Folge illustrieren wollen (Beispiele Nr. 1-12):

<sup>5</sup> Vgl. z.B. J.V. Noble, *The techniques of painted Attic pottery*, revised ed., London 1988, v.a. 79, 85, 114 f., 127 und 146.

- Auslassung von Textstücken (Nr. 2-5, 8, 11, 12),
- Wiederholung von Textstücken (Nr. 9),
- Ersatz von Textstücken durch Nicht-Zugehöriges (Nr. 1, 10).

Diese Arten von Fehlern können prinzipiell für verschieden große Textstücke vorkommen, von einzelnen Buchstaben bzw. Lauten über Silben und Wörter bis zu ganzen Zeilen, Sätzen oder Abschnitten. Ferner kann das Resultat von sehr verschiedener Akzeptanz sein, wie aus den folgenden Beispielen ebenfalls hervorgehen wird (s. besonders Nr. 6, wo wohl gar kein Fehler vorliegt). Ebenfalls denkbar ist Vertauschung oder eine andere Umstellung von Textstücken, doch ist dies offenbar eher selten oder blieb jedenfalls selten vom Schreiber unbemerkt stehen. Als Spezialfall wären schließlich noch nachträgliche, aber fehlerhafte Korrekturen zu nennen (Nr. 7).

\*

Beginnen wir mit einer Inschrift, die von einer Vorlage kopiert worden sein muß. Das Abschreiben war vor der Erfindung des Buchdrucks und des Photokopierers eine äußerst wichtige und häufige Tätigkeit und betraf nicht nur literarische Texte, sondern etwa auch Gesetzestexte, die in vielen Kopien im betreffenden Geltungsbereich verteilt werden mußten. Aus dieser Sphäre stammt die Inschrift unseres Beispiels Nr. 1. Es handelt sich um das berühmte Senatusconsultum de Bacchanalibus von 186 v. Chr., erhalten in einem einzigen Exemplar, einer Bronzetafel, gefunden in Tiriolo in Süditalien<sup>6</sup>. Die Abschrift ist mit größter Wahrscheinlichkeit erst in der Provinz hergestellt worden, denn der Text selber gab den Empfängern dazu die Anweisung (25 f. *utei hoc in tabulam ahenam inceideretis*), und es ist darin auch von der versandten Vorlage die Rede, nämlich von (Wachs-)Täfelchen, dem normalen Medium für Mitteilungen in Briefform (28 ff. *Bacanalibus [...] in diebus X, quibus vobis tabelae datae erunt, faciatis utei dismota sient* 'Ihr sollt dafür sorgen, daß Bacchanalien binnen 10 Tagen, nachdem ihr diese Mitteilung erhalten habt, abgeschafft sind'). Offensichtlich war nun aber erstens die Vorlage an gewissen Stellen undeutlich zu lesen (was bei Wachs-täfelchen nicht erstaunt) und zweitens war der Kopist nicht fähig, den Text zu restituieren, obwohl dies meist ganz einfach war. Die schweren Verschreibungen auf dem erhaltenen Exemplar lassen keinen anderen Schluß zu, als daß der Abschreiber nicht selbständig Texte verfassen konnte: vgl. z.B. 3 SACANAL statt BACANAL (an anderen Stellen, z.B. 28, richtig geschrieben, was die Erklärung ausschließt, der süditalische Schreiber habe nur kein Latein gekannt), 5 V TR·A statt VERBA, 15 DQVOLTOD statt OQVOL-TOD (klass. *oculto*). Die Erkenntnis aber, wie diese Fehler zu beurteilen sind, gibt uns die bestmögliche Garantie, daß die richtig geschriebenen bzw. sprachwissenschaftlich plausiblen Formen diejenige Sprachform repräsentieren, die der Beschluß

<sup>6</sup> CIL I<sup>2</sup> 581, Degrassi Nr. 511. Vgl. auch Verf., *Altlat.*, 278 f., 289 ff.

im Senat zu Rom erhalten hatte, und daß sie keinerlei beim Kopieren hereingebrachte provinziell-dialektale Färbung widerspiegeln, was für die Beurteilung der Sprache dieses Dokumentes wichtig ist.

Zu den kleinsten Textstücken, die man auslassen kann, gehören Teile von Buchstaben. Diese Art Fehler können wir dann gehäuft erwarten, wenn der Schreiber das Resultat seiner Schreibtätigkeit nicht gut sehen konnte, wie dies beim Beschriften von Tongefäßen der Fall war. Das erste der hier unter Nr. 2 zu besprechende Beispiele stammt von einer korinthischen Vase, auf der der Name eines dunklen Pferdes (in korinthischem Lokalphabet) als  $\uparrow \text{Β} \uparrow \text{Α} \uparrow \text{Μ}$ , d.h.  $\Lambda\epsilon\lambda\acute{\alpha}\nu\bar{\alpha}\varsigma$ , zu lesen ist<sup>7</sup>. Selbstverständlich ist der – auf einer anderen korinthischen Vase bezeugte – Name  $\text{Μ}\epsilon\lambda\acute{\alpha}\nu\bar{\alpha}\varsigma$  gemeint, wie man längst gesehen hat; der Vasenmaler hat offensichtlich das zweite Auf-Ab, welches das Lambda zu einem My ( $\uparrow$ ) vervollständigt hätte, vergessen. (Ob er wohl seinen Irrtum nach dem Brennen der Vase noch zu Gesicht bekommen hat?) Auf einer anderen korinthischen Vase<sup>8</sup> steht das hapax legomenon  $\uparrow \text{Ξ} \text{Ο} \uparrow$ , zweifellos in entsprechender Weise verschrieben für den häufigen Namen  $\Delta \text{Ξ} \text{Ο} \uparrow$ , d.h.  $\Delta\acute{\iota}\omega\nu$ . Eine dritte<sup>9</sup> zeigt  $\text{F} \text{Ξ} \text{Ο} \uparrow \text{Μ} \text{Ο} \uparrow$ , also  $\text{F}\iota\omega\nu\varsigma$ , was aber keinen Sinn ergibt; die einfachste Lösung scheint mir in der Annahme zu liegen, der Maler habe im dritten Buchstaben den Abstrich vergessen, dann könnte der Name  $\text{F} \text{Ξ} \text{Φ} \uparrow \text{Μ} \text{Ο} \uparrow$ , also  $\text{F}\iota\phi\acute{\iota}\nu\omega\varsigma$ , bzw. in geläufigerer Form  $\uparrow\phi\acute{\iota}\nu\omega\varsigma$  (Ilias 7.14)<sup>10</sup>, gemeint sein. Ähnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen, eines aus Athen findet sich auf der berühmten François-Vase<sup>11</sup>, wo Aphrodites Name einmal  $\{H\}\text{A}\phi\rho\acute{\omicron}\gamma\acute{\iota}\tau\epsilon$  (Inscr. Nr. 121), einmal dagegen  $\text{A}\phi\rho\acute{\omicron}\delta\acute{\iota}\tau\epsilon$  (Nr. 99) geschrieben ist. Abgesehen vom Anfang unterscheiden sich die beiden Namensformen darin, daß die eine ein vollständiges Delta ( $\Delta$ ), die andere aber ein unvollständiges enthält ( $\wedge$ ), das der Buchstabenform des attischen Gamma entspricht. Tatsächlich ist es bei dieser Art Verschreibungen meistens der Fall – und auch durchaus verständlich –, daß statt des beabsichtigten Buchstabens eine Rumpfform stehenbleibt, die gleichzeitig einen anderen Buchstaben bedeutet. Es ist nützlich, dies zu wissen, denn sonst besteht die Gefahr, daß wir vorschnell zu Erklärungen anderer Art greifen<sup>12</sup>.

<sup>7</sup> Amyx S. 580 Nr. 86; Amyx' Nummern sind übernommen durch Verf., *Vase Inscr.*, also in diesem Fall Nr. KOR 86.

<sup>8</sup> Amyx S. 583 Nr. 99.

<sup>9</sup> Katalog Nr. 7 der Galerie Nefer, Zürich, 1989, S. 10 Nr. 5 (mit Photo). Vgl. Verf., *Vase Inscr.*, Nr. KOR 64B.

<sup>10</sup> Die homerische Form zeigt im Gegensatz zur korinthischen noch keine Kontraktion und ist ohne das anlautende [w] überliefert.

<sup>11</sup> Vgl. Verf., *The inscriptions on the François Vase*, in: *MusHelv* 48, 1991, 86-113, bes. 100-103.

<sup>12</sup> Etwa Assimilation bei  $\Lambda\epsilon\lambda\alpha\nu\alpha\varsigma$ , Schließung des Vokals zur Kontrasterhöhung bei  $\Lambda\iota\omega\nu$  (statt  $\Lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$ ), Dissimilation des Dentals bei  $\text{A}\phi\rho\acute{\omicron}\gamma\acute{\iota}\tau\epsilon$ , ein ungewöhnlicher Namenstyp bei  $\text{F}\iota\omega\nu\varsigma$  'Kraft-Wein', oder dergleichen.

Anders ist der Name  $\text{Ἡρακλῆς}$  auf einer weiteren korinthischen Vase zu beurteilen<sup>13</sup>, Beispiel Nr. 3. Hier hat der Schreiber offensichtlich einen Buchstaben ausgelassen, möglicherweise weil er nach dem Alpha aus Platzmangel kurz innehalten und die Vase drehen mußte und weil der Bewegungsablauf beim Schreiben von Alpha ( $\text{ΑΑΑ}$ ) mit seinen drei Strichen dem des Kappa ( $\text{Κ}$ ) nicht unähnlich ist. Auch hier werden wir uns hüten, vorschnell eine lautliche Realität anzunehmen, zumal der Name des Herakles auf korinthischen Vasen gut bezeugt ist und immer ein Kappa zeigt<sup>14</sup>.

In anderen Fällen können ausgelassene Zeichen dagegen durchaus lautliche Gründe haben. Besonders instruktiv ist Beispiel Nr. 4, eine Inschrift des böotischen Töpfers Menaidas (datiert in die 1. Hälfte des 6. Jh. v.Chr.), von dem uns insgesamt vier signierte Vasen erhalten sind, alle mit derselben, wenn auch leicht variierten, eingeritzten Widmungszeile<sup>15</sup>: A.  $\text{Μεναιδᾶς ἐμ' ἐποίῃσε Χάροπι}$ , B. und C.  $\text{Μεναιδᾶς ἐμὲ ἐποίῃσε Χάροπι}$ , D.  $\text{Χάροπι ἐμ' ἐποίῃσε Μεναιδᾶς}$ . Auf dem Exemplar im Louvre (A) wird nun bei genauer Betrachtung deutlich, daß der Schreiber – anders als auf den anderen – zuerst  $\text{ἐποίη}$ - geschrieben hat, in der Folge den untersten Schrägstrich des  $\text{Ξ}$ , so gut es eben ging, einebnete und den senkrechten Strich nachzog und noch verlängerte:  $\text{Ξ}$ . Bekanntlich enthielt das Verbum  $\text{ποιέω}$  ursprünglich ein [w] und ist dementsprechend in verschiedenen griechischen Dialekten in den frühesten Inschriften noch mit einem Digamma geschrieben. Gerade etwa zur Zeit unseres Menaidas schwand aber dieses [w] in den meisten griechischen Dialekten, die es noch kannten, so auch in Böotien, nach Ausweis anderer, aus archäologischen Erwägungen in etwa dieselbe Zeit zu datierender Inschriften<sup>16</sup>. Es ist verlockend anzunehmen, daß Menaidas sich auf der Pariser Vase zuerst verschrieben hat derart, daß er nicht die ihm von der Schrift her geläufige Form, sondern die 'modernere' Lautung wiedergab. Wir hätten also in diesem Lapsus einen Hinweis darauf, daß das [w] zu seiner Zeit in dieser Stellung bereits geschwunden war und die Schreibweise mit Digamma einen orthographischen Archaismus darstellt. (Ein solcher wäre erstens bei einer so stereotypen Verbalform und zweitens im Milieu einer Zunft, in der ja wohl der Lehrling vom Meister nicht nur das Töpfern und Malen, sondern auch das Schreiben lernte, nicht erstaunlich.) Auf jeden Fall hat Menaidas die Form  $\text{ἐποίη}$ - sofort für unangebracht gehalten und verbessert, zweifellos noch bevor er weiterscrieb<sup>17</sup>.

<sup>13</sup> Amyx S. 565 Nr. 32.

<sup>14</sup> Dieselbe Verschreibung auf einer attischen Vase (Anm. 4) hat zwar vielleicht einen anderen, aber auch keinen lautlichen Grund.

<sup>15</sup> I.K. Raubitschek, *Early Boeotian potters*, in: *Hesperia* 35, 1966, 156 f.; Verf., *Vase Inscr.*, Nr. BOI 2A-D.

<sup>16</sup> Vgl. den soeben zitierten Artikel von I. Raubitschek; ferner Verf., *Vase Inscr.*, Nr. BOI 3 ff.

<sup>17</sup> John Penney (Oxford) hat angeregt, der Fehler könnte auch mit der Ähnlichkeit der Buchstaben E und F zu erklären sein. Hier hätten wir dann den Fall, daß zuviel und nicht (wie oben in Beispiel 2) zuwenig geschrieben worden wäre. Dies liegt wohl weniger nahe,

Beispiel Nr. 5 findet sich auf dem berühmten, leider im Zweiten Weltkrieg zerstörten korinthischen Amphiaraios-Krater<sup>18</sup>: Neben der Namensform Ἀμφιάρεος steht (auf der anderen Seite der Vase) Ἀφιάρεος. Desgleichen lesen wir auf der etwa gleichzeitigen attischen François-Vase<sup>19</sup> Ἀταλάτῃ (Inscr. Nr. 8), Ἐβολος (Nr. 24) und νόφαι (Nr. 125) für Atalante, Embolos und die Nymphen. Der Wegfall von [m] und [n] vor Verschlusslauten ist eine sehr häufige Erscheinung auf griechischen (und lateinischen) Inschriften. Es fragt sich allerdings, ob wir in allen diesen Fällen von einem Fehler sprechen sollen. Offenbar wurde ein Nasal in dieser Position häufig, verbreitet und zu ganz verschiedenen Zeiten so schwach ausgesprochen (möglicherweise unter Nasalierung des vorangehenden Vokals), daß man ihn nicht mehr als eigenes, eines separaten Buchstabens würdiges Phonem erachtete. Andererseits sind solche Nasale im ganzen häufiger geschrieben als nicht (auf der François-Vase zehnmal), und die Griechen sprechen sie heute noch (in ngr. Ὀλυμπος [olimbos] u.ä. hat sich im Gegenteil unter der Wirkung des Nasals der Verschlusslaut verändert). Es scheint sich also jeweils doch um einen Fehler zu handeln.

Neben solchen verbreiteten und verhältnismäßig einfach zu durchschauenden Fällen mit lautlicher Ursache gibt es nun aber wesentlich kompliziertere. So unser Beispiel Nr. 6 von einer korinthischen Vase mit der Szene eines Zweikampfs zwischen Hektor und Aias<sup>20</sup>, wo beide Figuren mit eingeritzten Inschriften benannt sind: Ἀϊφας und Ἐτῶρ. Die erste Form entspricht genau unseren Erwartungen, die zweite aber weicht von der korinthischen Normalform Ἐκτῶρ (bzw. mit Qoppa: ἘϞτῶρ) deutlich ab. Da man eine Form Ἐτῶρ bisher nicht erklären konnte, las man Ἐτῶρ (Ϟ und P sind einander ja nicht unähnlich) und nahm einen Fehler an, nämlich irrtümliche Vertauschung zweier Buchstaben. Die Lesung des fraglichen Buchstabens als Rho ist aber unumstößlich. So wird man eine andere Erklärung suchen müssen. Hier bietet sich erstens die Form Ἐκτῶρ auf einer attischen Vase an (ca. 520-500)<sup>21</sup>, wo sich ebenso ein zusätzliches [r] eingeschlichen hat. Solchen 'fernassimilatorischen Zuwachs'<sup>22</sup> einer Liquida kennt man aus verschiedenen Sprachen, vgl. etwa frz. *trésor* aus lat. *thesaurus*. Zweitens fehlt der Laut [k], was durch Assimilation des [k] an das folgende [t] erklärt werden kann. Diese Erscheinung ist im Griechischen gut bezeugt, im Korinth jener Zeit etwa auf einem Tontäfelchen mit φάνατι 'dem Herrn' (statt normalem φάνακτι)<sup>23</sup>; das Resultat ist je-

dennoch ist diese Möglichkeit nicht a priori von der Hand zu weisen. Gleichwohl bleibt aber zu berücksichtigen, daß das in Frage stehende [w] in Böotien gerade zu jener Zeit schwand. Könnten beide Faktoren zugleich eine Rolle gespielt haben?

<sup>18</sup> Amyx S. 571 f. Nr. 66.

<sup>19</sup> Siehe oben, Anm. 11.

<sup>20</sup> Amyx S. 596 Nr. Gr 6.

<sup>21</sup> Eine Photographie dieser Inschrift findet sich bei Immerwahr pl. 24.102 (vgl. S. 75 Anm. 59 Nr. 443).

<sup>22</sup> Den Ausdruck entnehme ich Leumann 233 (mit lateinischen Beispielen).

<sup>23</sup> IG IV 222; Verf., *Vase Inscr.*, Nr. KOP 2A.

weils eine Geminata [tt], dem Usus auf archaischen Inschriften entsprechend meist nur einfach geschrieben. Unsere Form ist also Ἔτ(τ)ῶρ zu lesen und keineswegs ein Fehler, sondern im Gegenteil die getreue Wiedergabe einer umgangssprachlichen Form. Mit Beispiel Nr. 7 bleiben wir bei den korinthischen Vasen mit Hektor: In einer Streitwagenszene, gleich neben seinem Wagenlenker Kebriones, sehen wir den trojanischen Prinzen, Κετορ geschrieben<sup>24</sup>. Dies kann nun keinesfalls richtig sein, und üblicherweise wird die Form mit versehentlicher Vertauschung der Buchstaben EK zu KE erklärt. Genaue Betrachtung der Inschrift hat jedoch ergeben, daß das Kappa, welches deutlich kleiner ist als die anderen Buchstaben, mit größter Wahrscheinlichkeit erst nachträglich in den engen Zwischenraum zwischen der Figur (Hektors Arm) und dem Epsilon hineingeflickt wurde. Der Schreiber hätte demnach zuerst Ἔτ(τ)ῶρ geschrieben, d.h. die Form mit der im letzten Beispiel besprochenen Assimilation, aber ohne die zusätzliche Liquida. Wurde vielleicht ein Kollege des Malers und Schreibers darauf aufmerksam, daß das Kappa bzw. Qoppa, das üblicherweise in Hektors Namen geschrieben sein sollte, hier fehlte? Jedenfalls wurde noch ein Kappa nachgetragen – nur eben am falschen Ort bzw. dort, wo gerade noch Platz war. (Die Umgangssprache hält dafür heute den Ausdruck *Ver-schlimmbesserung* bereit.)

Der nächste Fehlertyp ist wieder sehr verbreitet, ja so häufig, daß wir ihm geradezu einen Namen geben dürfen. Kürzlich habe ich zahlreiche Fälle von Auslassung eines Vokalzeichens in – meist frühen – griechischen Inschriften gesammelt, das ihnen zugrundeliegende Prinzip herausgearbeitet und die Erscheinung 'Kurz-schreibung' genannt<sup>25</sup>. Typische Beispiele für diesen Fehler, unser Beispiel Nr. 8, sind Ἀθναίης statt Ἀθηναίης, ἀνέθεκε statt ἀνέθεκε (mehrmals bezeugt), desgleichen Ἀκ(α)στος<sup>26</sup>, κ(α)θαροίς, Γλ(α)ῦκος (zweimal bezeugt), Διον(ύ)σιος, Εὐξ(ι)θέο, Εὐχ(ε)ρ(ο)ς, Ἀρχ(ι)κλῆς, etc. Das Prinzip dieses Fehlers ist das folgende: Der vergessene Vokal entspricht jeweils demjenigen, der im Buchstabennamen des vorangehenden Konsonanten als zweiter Laut erscheint: Bei Ἀθ(η)ναίης fehlt [e] wie in Theta, in Ἀκ(α)στος [a] wie in Kappa, desgleichen bei den restlichen Beispielen [a] wie in Lambda, [y] wie in Ny, [i] wie in Xi, [o] wie in Rho, [i] wie in Khi (die Vokalquantität ist dabei irrelevant). Von den etwa 150 gesammelten Fällen fehlender Vokalzeichen gehorchen 70% diesem Prinzip, und nur 30% zeigen Auslassung eines der vier jeweils unbeteiligten Vokale. Wir verstehen auch, wie es zu diesem Fehler kam: Aus anderen Quellen wissen wir, daß die Griechen (und andere Mittelmeervölker) beim Schreiben ihre Texte, so gut es ging, in Minimalsilben der Struktur 'Konsonant+Vokal' zerlegten, die sie z.B. im Schreibunterricht übten: βῆτα ἄλφα βα, βῆτα εἰ βε, βῆτα ἦτα βη, βῆτα ἰῶτα βι, etc.<sup>27</sup>. Ein nicht sehr geübter Schreiber dürfte nun z.B. [dionysios] folgendermaßen geschrieben haben (da-

<sup>24</sup> Amyx S. 572 f. Nr. 68.

<sup>25</sup> Genaueres: Verf., *Abbreviated Writing*, in: Kadmos 30, 1991, 49-80.

<sup>26</sup> Dieses Beispiel steht auf dem Amphiaros-Krater, oben Anm. 18.

<sup>27</sup> Chorlied aus der Grammatischen Tragödie des Kallias v. Athen, PCG IV p. 39 sq.

bei laut sprechend): [di] wie Delta-Iota, [o] wie O(mikron), [n̄y] wie Ny-Ypsilon, [si] wie Sigma-Iota, [o] wieder wie O, und [s] schließlich wie Sigma. Dabei schrieb er für [n̄y] statt NY (d.h. Ny-Ypsilon) versehentlich nur ein N (d.h. Ny)<sup>28</sup>. Dieser Fehlertyp ist erwartungsgemäß vor allem in spontan oder aus dem Gedächtnis geschriebenen Inschriften zu beobachten. Ihn zu verstehen ist wichtig, da wir sonst in Versuchung kommen könnten, das Fehlen der Vokale – vor allem der kurzen – durch Synkope, also einen lautlichen Vorgang, zu erklären.

In diesem Zusammenhang ist, als Beispiel Nr. 9, eine Fehlerart zu erwähnen, die ebenfalls recht weit verbreitet ist und in der *Wiederholung* eines Textstücks besteht. Auf einer chalkidischen Vase<sup>29</sup> ist der Name des Herakles als Η̄εραρακλ[ε]ς geschrieben, in einem Epigramm aus Rhodos<sup>30</sup> lesen wir den Namen Stasagora (im Akk.) als Στᾶσσααγόρᾶν (das Metrum verlangt Στᾶσαγόρᾶν), auf einer Inschrift aus Theben in der Achaia Phthiotis<sup>31</sup> ist der Monatsname Hagnaios als Ἀγναναῖος verschrieben. Entsprechend ist in zwei altlateinischen Vaseninschriften<sup>32</sup> *Aisclapi pococolom* 'Trinkgefäß des Äskulap' (statt *pocolom* für klass. *poculum*) bzw. *Iunonenes pococolom* 'T. der Juno' (statt *Iunones* für klass. *Iunonis*) zu lesen, und in Pompeii finden wir *Primigenius* und *Campanus* verschrieben als *Primigenienius* und *Capapanus* (das letztere mit unterdrücktem Nasal, s. oben, Beispiel Nr. 5)<sup>33</sup>. Auch diese Fehler spiegeln die Technik wider, beim Schreiben die Wörter in Minimalsilben 'Konsonant+Vokal' zu zerlegen; nur das vorletzte Beispiel zeigt eine umgekehrt strukturierte überzählige Silbe. Eine lautliche Realität haben diese Formen gewiß nie gehabt.

Ein außergewöhnlicher Fall eines Fehlers des *Ersatz-Typus* ist unser Beispiel Nr. 10 aus einem Graffito aus Pompeii<sup>34</sup>. Da ist ein Marcus Pupius Rufus verewigt, geschrieben *M. Pupius Ruphus*. Diese ungewöhnliche Schreibweise führt uns zur Frage, zu welcher Zeit die durch den griechischen Buchstaben Φ und den lateinischen Buchstaben F wiedergegebenen Laute phonetisch zusammenfielen. Heute sind sie beide labiodentale Frikative, ihre Vorgeschichte ist aber unterschiedlich: Das griechische Phonem ist aus idg. \*[b<sup>h</sup>] entstanden (φέρω, skr. *bhārāmi*), war schon im Mykenischen stimmlos, also [p<sup>h</sup>], und blieb – jedenfalls in der griechischen Koine – ein stimmloser aspirierter Verschlusslaut offenbar mindestens bis 200 v.Chr. Etwa damals führten nämlich die Römer zur Wiedergabe griechischer Wörter mit Φ, das sie vorher einfach P geschrieben hatten (*Poeni, ampulla, pasceolus*, etc.<sup>35</sup>), neu die Schreibung PH (und entsprechend TH, CH) ein. Etwa von der

<sup>28</sup> Desgleichen hätte er in der Silbe [si] (d.h. Sigma-Iota) das Iota vergessen können (!).

<sup>29</sup> A. Rumpf, *Chalkidische Vasen*, Berlin–Leipzig 1927, S. 13 Nr. 11; Verf., *Vase Inscr.*, Nr. CHA 19.

<sup>30</sup> P.A. Hansen, *Carmina epigraphica graeca saeculi iv a. Chr. n.*, (= Bd. II) Berlin 1989, Nr. 859.

<sup>31</sup> IG IX.2 Nr. 109, b. 24 (vgl. auch Chiron 2, 1972, 118 ff.).

<sup>32</sup> CIL I<sup>2</sup> 440 und 444; Degrassi Nr. 40 und 173; Verf., *Alilat.*, 465 f.

<sup>33</sup> CIL IV 5094; Diehl Nr. 485. CIL IV 4122; Diehl Nr. 328.

<sup>34</sup> CIL IV 4615; Diehl Nr. 367.

<sup>35</sup> Vgl. Leumann 160.

Zeitenwende an, häufiger aber erst im 3. Jh. n.Chr., wurde gr. Φ dann aber durch lat. F wiedergegeben<sup>36</sup> und kann somit kein Verschußlaut mehr gewesen sein. Das lateinische Phonem stammt zwar u.a. ebenfalls aus idg. \*[b<sup>h</sup>] (*ferō*), daneben aber auch aus \*[d<sup>h</sup>] (*fecit*, gr. θῆκε), \*[g<sup>h</sup>] (*fundere fūdī*, gr. χέω χύμενος, dt. *gießen*) und \*[g<sup>wh</sup>] (*de-fendere*, skr. *hanti ghnanti*, heth. *kwenzi kunanzi*). In den letzten Jahrhunderten vor der uns interessierenden Zeit kann nun aber dieses mit F umschriebene Phonem noch kaum die deutliche labiodentale Frikativa gewesen sein, wie wir sie etwa im heutigen Italienischen beobachten, sondern muß der durch H wiedergegebenen Spirans sehr ähnlich gewesen sein. Dies geht aus einem verbreiteten Oppositionsverlust von [h] und [f] im Altlatein hervor, vor allem in gewissen Dialekten außerhalb Roms (z.B. altlat. *horda* 'trächtig', wie *fur fortuna* etc. zur Wurzel von *ferō* gehörig, also mit urspr. \*[b<sup>h</sup>]; umgekehrt dial. *fedus* statt normalem *haedus*, dt. *Geiß*, mit urspr. \*[g<sup>h</sup>]<sup>37</sup>). Wenn nun ein [f] eines lateinischen Wortes in einem griechischen Text mit Φ, bzw. ehemaliges [p<sup>h</sup>] eines griechischen Wortes in einem lateinischen Text mit F geschrieben ist, ist dies zwar ein Hinweis darauf, daß der griechische Laut auf dem Weg vom Verschußlaut zur Frikativa und der lateinische Laut auf dem Weg von der schwachen Spirans zur deutlicheren Frikativa schon recht fortgeschritten und die beiden einander somit ähnlicher geworden waren. Belege dieser Art gibt es schon seit dem 1. Jh. v.Chr. Für eine große Ähnlichkeit oder gar den phonetischen Zusammenfall der beiden Laute sind diese aber nicht beweiskräftig, denn es gab im lateinischen Alphabet, nachdem das griechische Phonem [p<sup>h</sup>] einmal seinen Verschußlautcharakter verloren hatte, gar keine andere Möglichkeit, als eben F dafür zu schreiben, und im griechischen Alphabet war die Wiedergabe eines lateinischen [f] überhaupt erst möglich, seit das [p<sup>h</sup>] einen frikativen Charakter zu entwickeln begonnen hatte. Die Wiedergabe von [f] durch Φ und von ehemaligem [p<sup>h</sup>] durch F sagt also über den genauen Charakter der betreffenden Laute und ihr gegenseitiges Verhältnis noch zu wenig aus. Deshalb ist unser 'Fehler' besonders wichtig: Hier haben wir nämlich eine Schreibung des lateinischen Phonems [f] in einem lateinischen Namen durch ein sonst ganz dem griechischen Laut vorbehaltene lateinisches Graphem vor uns. (Pupius hätte gerade so ein Φ schreiben, also die Alphabete mischen können.) Der Hauptbeweggrund für diese Schreibweise dürfte nun zwar im Streben nach Extravaganz, Distinguirtheit oder ähnlichem gelegen haben, doch wurde ein solcher Effekt nur erreicht, wenn die Ähnlichkeit der beiden Laute so groß war, daß diese Schreibung nicht mehr als lautliche Ungenauigkeit oder gar als lächerlicher Fehler eines Ignoranten empfunden wurde, sondern phonetisch eine echte Alternative war. Deutlicher als alle anderen aus der späten Republik und frühen Kaiserzeit zeigt dieser Beleg al-

<sup>36</sup> Leumann 162.

<sup>37</sup> Leumann 168 f.; Verf., *Allat.*, v.a. 504-506. In denselben Zusammenhang wird auch die Aufspaltung der Entwicklung von altem \*[g<sup>h</sup>] einerseits zu lat. [h] (Normalfall) und andererseits zu [f] (Spezialfall vor [u]) gehören (vgl. z.B. *fundere* gegenüber *haedus* bzw. *hortus*, gr. χόρος, dt. *Garten*, etc.); vgl. Leumann 165.

so die schon weit fortgeschrittene Annäherung der beiden Laute, was bisher noch zu wenig gewürdigt wurde<sup>38</sup>. Im übrigen ist es kaum ein Zufall, daß dieser frühe und gute Beleg aus einer Stadt mit einer aus Griechen und Römern gemischten Bevölkerung stammt. Eine solche Sprachsituation führt praktisch immer zu einer gegenseitigen Beeinflussung der betreffenden Sprachen im Sinne einer Annäherung, u.a. auch in lautlicher Hinsicht.

Als Beispiel Nr. 11 soll ein Problem in der *Lex Sacra* aus einem dem Iuppiter geweihten Hain bei Spolegium in Umbrien zur Sprache kommen. Dieser Text, in dem die Holznutzung geregelt wird, ist uns durch einen glücklichen Zufall in zwei in Stein gemeißelten Exemplaren erhalten geblieben und stammt etwa aus der Zeit um 200 v.Chr.<sup>39</sup>. Im ersten Exemplar lesen wir: *Eod die, quod reidinau cau[s]a [f]iat, sine dolo cedre [l]icetod*, 'An dem Tag soll, was für das Fest geschieht, *sine dolo* zu fällen erlaubt sein'. Dagegen steht im zweiten Exemplar an der entsprechenden Stelle: *[E]od died, [quod] reidinau [causa fi]at, sine [do]lo malo cedr[e] [l]icetod*. Nun ist ein Ausdruck *sine dolo* sonst im Latein kaum bezeugt, *sine dolo malo* dagegen ist sehr häufig und formelhaft. Tatsächlich steht im übernächsten Satz in beiden Exemplaren der volle Ausdruck (hier nicht durch *sine* verneint): *Seiquis scies violasit dolo malo* 'Wenn jemand wissentlich und arglistig zuwiderhandelt'. Was müssen wir nun von unserem *sine dolo* halten? Ich bin überzeugt, es handelt sich um einen bloßen Lapsus. Doch nur die Einsicht, wie dieser zustande gekommen sein könnte, kann uns davor bewahren, diesen kürzeren Ausdruck der ersten Inschrift ebenfalls als korrekt zu akzeptieren. Denn dieser kommt immerhin auch sonst, wenn auch sehr selten, vor. Der *Thesaurus linguae Latinae* (V1 p. 1861.65-72) notiert neben unserer Stelle noch Nep. 17.2.4 *iuravit autem uterque* (sc. Tissaphernes und Agesilaus) *se sine dolo indutias conservaturum*, ferner eine bei Iavolenus (1. Jh. n.Chr.) und vereinzelt Stellen aus den späten Juristen<sup>40</sup>. Viel häufiger ist in Rechtstexten dagegen *sine dolo malo* (vgl. *Thes. ibid.* p. 1863.42-62), ferner – ohne die Verneinung mit *sine* – *dolus malus* in den verschiedenen Kasus (*ibid.* p. 1862.54-1863.76). Der Sinn des Ausdruckes (*sine*) *dolo malo* ist 'mit bzw. ohne böse Absicht'. In unserer Inschrift hat er beim ersten Mal nur die Funktion eines der letzten Absicherung dienenden, im Grunde überflüssigen Zusatzes: 'An dem Tag soll, was für das Fest geschieht, zu fällen erlaubt sein – d.h. wenn nicht andere betrügerische Absichten vorhanden sind', beim zweiten Mal ist er dann allerdings gewichtiger; beidemale aber ist die Böswilligkeit der allfälligen Handlung von entscheidender Bedeutung. Nun hat E. Risch gezeigt<sup>41</sup>, daß lat. *dolus* erstens angesichts archaischer lateinischer Verwendungsweisen (v.a. *dolo sciens* 'ab-

<sup>38</sup> Väänänen 57 führt diesen Beleg zwar an, wertet ihn aber nicht aus.

<sup>39</sup> CIL I<sup>2</sup> 366 und Add. p. 831 f.; Degrassi Nr. 505 f.; Verf., *Altlat.*, 426 ff.

<sup>40</sup> Bei den wenigen anderen, durchwegs späten Zeugnissen (etwa aus der Bibel) handelt es sich nicht um den römischen Rechtsausdruck, sie können demnach außer acht gelassen werden.

<sup>41</sup> *Entlehnt oder urverwandt?*, Kleine Schriften, Berlin 1981, 576 ff., bes. 587 ff. (aus Festschrift G. Bonfante, 1974, 883 ff., bes. 894 ff.).

sichtlich und wissentlich' in einem Gesetz des Numa Pompilius bei Paul. Fest. 247.24 L) und zweitens aus etymologischen Erwägungen (es ist verwandt mit verschiedenen germanischen Wörtern, z.B. dt. *Zahl*, *erzählen*, die den semantischen Bereich v.a. des Überlegens, Berechnens, Erzählens abdecken) nicht a priori eine negative Konnotation hatte, sondern diese unter dem Einfluß von gr. *δόλος* bekommen hat, das seit Beginn der Überlieferung ausschließlich 'List, Betrug' u.ä. bedeutet. Im Ausdruck (*sine dolo malo*) ist das Adjektiv *malus* also ein essentieller Bestandteil, und dies gilt desto mehr, je älter ein Zeugnis ist. Da nun aber in unserer frühen Inschrift die neutrale Bedeutung 'mit Absicht' nicht gemeint sein kann<sup>42</sup>, ist unspezifiziertes *sine dolo* nicht zu erwarten, vor allem nicht an erster Stelle, gefolgt von einem vollständigen *dolo malo* (das Umgekehrte wäre noch einigermaßen tolerierbar). Wie der Text richtig lauten muß, zeigt uns glücklicherweise die zweite Fassung mit ihrem zweimaligen (*sine dolo malo*). Als Fehler ist die Angelegenheit jedoch leicht verständlich: Es handelt sich hier ja um einen längeren, in Stein gehauenen Text, dessen Einmeißelung gewiß geraume Zeit in Anspruch genommen hat. Vermutlich meinte nun der Steinmetz, nachdem er DOLO geschrieben hatte, er habe soeben MALO vollendet; dies konnte deshalb geschehen, weil beide Komponenten des Ausdrucks auf -LO ausgingen, andererseits aber der Ausdruck *dolo malo* im Sprachempfinden des Schreibers eine untrennbare Einheit bildete und er ihn sich deshalb beim Meißeln immer zusammenhängend vor Augen hielt. Der Fehler läßt im übrigen das Kopieren von einer schriftlichen Vorlage als wahrscheinlich, wenn auch nicht ganz sicher erscheinen. Zweifellos wurde der Irrtum schließlich bemerkt, doch war er wohl schon für die damalige Zeit nicht so gravierend, daß man den Stein nicht hätte seinem Zweck zuführen dürfen.

Unser letztes Beispiel schließlich, Nr. 12, führt uns noch zur Dichtung. An den Wänden Pompeii ist mehrmals der erste Vers aus Vergils Aeneis zitiert, einmal in folgender Gestalt<sup>43</sup>: [A]rma virumque cano Troia qui primus ab oris. In unseren Ausgaben lesen wir dagegen ... Troiae qui ... Wir könnten nun natürlich einfach annehmen, der Schreiber unserer Inschrift habe einen Buchstaben, das E, vergessen. Doch bei längerem Verweilen sehen wir, daß diesem Fehler vielleicht nicht nur ein 'Vergessen' eines Buchstabens zugrunde liegt. Die Form *Troia* könnte nämlich erstens als Genetivform auf -ās zu erklären sein, deren auslautendes [s] – wie in Pompeii noch oft<sup>44</sup> – in der Schrift weggelassen ist. Wir könnten hier auf die archai-

<sup>42</sup> Das gilt auch für die Stelle bei Cornelius Nepos und den Späteren, wo der verkürzte Ausdruck *sine dolo* der Nachlässigkeit zuzuschreiben sein wird (außer man erwägt eine griechische Vorlage, etwa mit *ἀδόλωτος*). Dies war annehmbar geworden, weil *dolus* nun auch im Lateinischen nur noch in der negativ gefärbten Bedeutung '(betrügerische) Absicht' gebräuchlich war.

<sup>43</sup> CIL IV 4832; Diehl Nr. 793.

<sup>44</sup> Väänänen 77-81 versucht zu zeigen, daß das Schluß-[s] im Nom. Sg. in Pompeii noch ganz stabil war, berücksichtigt aber nicht die Tatsache, daß überall, wo das S geschrieben ist, das Bemühen oder auch nur das Wissen um die 'korrekte' Orthographie dafür verantwortlich sein kann und wir nicht vorschnell auf die Aussprache schließen dürfen. Über die

sche lateinische Genetivform, wie sie noch in *pater familias* bezeugt ist, verweisen; noch näher liegt aber wohl die Tatsache, daß Τροιάς ja die griechische Genetivform dieses – ebenfalls griechischen – Ortsnamens ist, und Griechisch war damals nicht nur die Sprache eines ansehnlichen Bevölkerungsteils in Pompeii, sondern auch wichtiges Schulfach<sup>45</sup>. Zwar ist im Griechischen der Koine ein Schluß-[s] gewöhnlich erhalten, doch dürfen wir, wie gesagt<sup>46</sup>, in Pompeii auch mit sprachlichen Misch Tendenzen rechnen, d.h. hier einer gräzisierungstendenzen Form, aber populär-lateinischer Aussprache. Die Form *Troia* könnte allerdings zweitens auch Ablativ sein. Der Satz würde dann zwar etwas hinken: 'der als erster von Troia, d.h. von dessen Gestaden, nach Italien kam'. Wie dem auch sei, wir werden sicher nicht aufgrund dieser Inschrift – auch wenn sie älter ist als alle erhaltenen Codices! – den Vergiltext ändern. Doch scheint mir dieses Beispiel insofern wertvoll, als es zeigt, daß ein 'Fehler' sogar mehrere Erklärungen finden kann, die sowohl jede für sich allein als auch zusammengenommen die betreffende Form als im entsprechenden Kontext durchaus akzeptabel erscheinen lassen<sup>47</sup>. So bin ich im vorliegenden Fall überzeugt, daß der Schreiber die Form *Troia* für ganz in Ordnung hielt, selbst wenn er sein Opus noch einmal durchgelesen haben sollte. Dennoch: Als Zitat ist es wohl nicht ganz korrekt ausgefallen.

\*

Es ging hier darum, die große Zahl von Fehlern in lateinischen und griechischen Inschriften anhand einiger Beispiele zu illustrieren; das Thema würde im übrigen eine breiter und systematisch angelegte Untersuchung verdienen. Zusammenfassend dürfen wir folgendes festhalten: Jeder Fehler hat seinen Grund oder sogar mehrere Gründe, und wir sollten die Mühe nicht scheuen, uns mit ihnen zu beschäftigen. Denn oftmals bewahrt uns das Wissen um die verschiedenen Fehlertypen davor, eine merkwürdige Form entweder vorschnell als sprachecht oder umgekehrt vorschnell als korrupt zu bewerten. Bei der Beurteilung müssen wir verschiedene Rahmenbedingungen wie das Material, den Bildungsgrad des Schreibers, die Art des

Fälle nach Langvokal, wie in unserer Inschrift einer vorliegen könnte, handelt er nur am Rande; diese Beispiele sind aber unmöglich alle wegzudiskutieren (S. 80; dazu kommen noch die von ihm wenig überzeugend auf S. 79 unter β. „abréviations“ ausgegliederten und einige aus dem Abschnitt *ibid.* α. über Materialzwänge), im übrigen ist das soeben über den orthographischen Zwang Gesagte auch hier zu berücksichtigen.

<sup>45</sup> Daß wir in nachvergilischer Zeit noch mit oskischem Einfluß rechnen können, wo die Endung auch *-ās* lautete, ist weniger wahrscheinlich.

<sup>46</sup> Siehe oben zu Beispiel 10.

<sup>47</sup> Wir könnten noch einen Schritt weitergehen und von einem speziellen Fall von Kasus-Synkretismus sprechen.

Textes und die Umstände der Abfassung berücksichtigen. Sodann können wir verschiedene Typen von Fehlern unterscheiden, nämlich Auslassungen, Wiederholungen und Ersatz, ferner mißglückte Verbesserungen und Umstellungen. Oftmals ist der Einbezug sprachwissenschaftlicher Argumente unerlässlich für die richtige Beurteilung. So sind in verschiedenen unserer Beispiele lautliche Erscheinungen von Bedeutung, nämlich weit verbreitete für Nr. 4, 5 und 12, eher seltene und umgangssprachliche für Nr. 6 und 7. Dagegen haben Nr. 1, 2, 3, 8, 9 gar nichts mit lautlichen Dingen zu tun. Das Schreibmaterial spielt eine Rolle bei Nr. 1, 2, 11 und wohl auch 3, die Schreibtechnik in Nr. 8 und 9. Einfluß einer Fremdsprache ist bei Nr. 10 und wohl auch 12 zu beobachten.

Ich kann mir die abschließende Bemerkung nicht versagen, daß fehlerhafte Texte oft interessanter sind als korrekt geschriebene – wenigstens in sprachwissenschaftlicher Hinsicht. Ein kleiner Trost für alle, die Fehler machen!

Oxford/Basel

Rudolf Wachter